

dtv

Mit der Fiktion einer wiederentdeckten Chronik spielt der große italienische Romancier Alessandro Manzoni in seinem berühmten Werk ›I promessi sposi‹ von 1827, das in dieser Neuübersetzung nicht mehr unter dem vertrauten Titel ›Die Verlobten‹, sondern unter dem originalgetreuen ›Die Brautleute‹ erscheint. Es geht um die Geschichte des jungen Brautpaars Renzo und Lucia, deren Hochzeit sich durch Intrigen, Gewalt und Schicksalsschläge schier unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen. Doch diese Liebesgeschichte ist eingebettet in ein großartiges Tableau: Unter Berufung auf historische Quellen aus dem 17. Jahrhundert läßt Manzoni, dieser unbestechliche Beobachter und glänzende Stilist, ein ganzes Zeitalter, seine Gesellschaft und seine politischen Ereignisse lebendig werden.

Manzonis Mailänder Geschichte, bewundert von Goethe bis Umberto Eco, wird hier in der glänzenden Neuübersetzung von Burkhard Kroeber vorgelegt: »wunderbar geschmeidig, elegant und, wo es richtig ist, hart und witzig«. (Rolf Vollmann)

Alessandro Manzoni wurde 1785 in Mailand geboren und starb 1873 ebenda. Er verkehrte in zahlreichen literarischen Kreisen in Mailand, Florenz und Paris. Der Autor von dramatischen und lyrischen Werken sowie Essays und sprachgeschichtlichen Studien schuf mit seinem Roman ›Die Brautleute‹ eines der wichtigsten Vorbilder für die Entwicklung des historischen Romans und der italienischen Prosa.

Alessandro Manzoni

DIE BRAUTLEUTE

I Promessi Sposi

Deutsch von Burkhard Kroeber

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das Original erschien erstmals 1827 sowie erneut
vom Autor durchgesehen und überarbeitet,
1840–42 in Mailand unter dem Titel
*I Promessi Sposi. Storia milanese del secolo XVII,
scoperta e rifatta da Alessandro Manzoni.*

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



5. Auflage 2015
2003 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2000 Carl Hanser Verlag, München Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›Sant’Ambrogio in Mailand‹
von Giovanni Migliara (Artothek)
Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13038-7

DIE BRAUTLEUTE

Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert,
entdeckt und neu eingerichtet
von Alessandro Manzoni



VORREDE

»Die Historie kan man füglich als einen ruhmreichen Krieg gegen die Zeit deffiniren, denn indem sie dieser die Jahre, ihre Gefangenen, ja schon zu Leichen gemachten, entreißet, rufft sie dieselben wieder zurück ins Leben, hält Heerschaw über sie und reiht sie von Neuem zur Schlacht. Doch die illustren Kämpen, die auff diesem Kampffplatze Palmen und Lorbeer erringen, erbeuten blos die prunck- und glanzvollsten Stücke, indem sie die Unternehmen von Fürsten und Potentaten und Hochgestellten Personen mit ihren Dinten einbalsamiren und mit der allerfeinsten Nadel des Geistes jene Gold- und Seidenfäden einziehen, so eine fortdawernd Stickerey Ruhmreicher Thaten bilden. Meiner Schwächen ist es indes nicht verstattet, sich auffzuschwingen zu solcherley Themen und gefahrvollen Höhen, wo man sich zwischen Labyrinthen des politischen Ränkespiels und dem Getöse der Kriegsdrommeten beweget; nur alldieweil mir denkwürdige Ereignisse sind bekant geworden, mögen sie auch blos kleinen Lewten von niederer Herkunft widerfahren seyn, rüste ich mich anitzo, den Nachgebornen davon Kunde zu thun, indem ich Alles unverfälscht und auffrichtig erzehle oder, wenn man so lieber will, berichte. Darbey wird man auff enger Bühne gar leidvolle und erschrückliche Tragödien sehn, sowie Scenen von grandioser Bosheyt, nebst Intermezzi mit tugendhafften Thaten und engellicher Güte als Gegenbild zu den teuflischen Machenschafften. Und warlich, wenn man bedencket, daß diese unsere Breyten unter dem Schutze unseres Allergnädigsten Herrn des Katholischen Königs stehen, welcher da ist die Sonne, die niemals untergehet, und daß über ihnen mit widerstrahletem Lichte als wie ein nie abneh-

mender Mond jener Held aus Edlem Stamme erglenzet, der pro tempore seine Stelle einnimmt, sowie die Hochmögenden Senatores als Fixsterne und die andern Hochachtbaren Magistrates als Wandelsterne ihr Licht allenthalben erstrahlen lassen, um solcherart einen hochnoblen Himmel zu bilden, so vermag man keyn ander Ursach dafür zu finden, daß man ihn itzo verwandelt siehet zu einem Inferno finnstreter Thaten, Bosheyten und Grawsamkeyten, die von vermessenem Menschen immer öffter begangen werden, als daß es Teuffels Wërck und Zauberey seyn muß, alldieweil menschliche Bosheyt alleyn nit könnte genügen, so vielen Helden entgegenzuwürrcken, die sich mit Argusaugen und Briareusarmen abmühen, dem öffentlichen Wole zu frommen. Derohalben werde ich beim Schildern der Begebenheyten, die sich zugetragen zur Zeit meiner Jugendblüte, wiewol der größte Theil der Personen, so darinnen eine Rolle gespielt, unterdeß von der Bühne des Weltgeschehens sind abgetreten, um den Parzen Tribut zu zollen, aus gebührender Achtung ihre Namen und somit ihre Verwandtschaft verschweigen; deßgleichen werde ich bey den Orten verfahren, indem ich blos generaliter die Gegend andeute. Auch wird keiner sagen, dies sey ein Mangel meiner Erzählung oder eine Verunstaltung dieses meines rohen Erzeugnisses, es sey denn, mein Kritikus wäre ein gänzlich aller Philosophie Entrathender. Denn was die in ihr Versireten angeht, so werden sie sehr wol begreifen, daß es der Substantia meiner Erzählung keinerley Abbruch tut. Sintemalen es offenkundig ist und niemand leugnet, daß Namen nichts sind als reinste, pureste Akzidentia ...«

– Aber wenn ich die heroische Mühe überstanden habe, diese Geschichte aus dieser verblichenen und zerkratzten Handschrift abzuschreiben, um sie, wie man so sagt, herauszubringen, wird sich dann wohl jemand finden, der sich auch die Mühe macht, sie zu lesen?

Diese von Zweifeln erfüllte Überlegung, geboren aus dem Bemühen, ein Gekritzeln nach dem Wort *Akzidentia* zu entziffern, ließ mich die Arbeit des Abschreibens unterbrechen und ernsthafter darüber nachdenken, was zu tun war. Es mag ja sein, sagte ich mir, während ich das Manuskript durchblätterte, es mag ja sein, daß dieser Hagel von präziösen Einfällen und Metaphern nicht das ganze Werk hindurch so weiterprasselt. Der gute Barockautor wollte seine Fähigkeiten gleich am Anfang zeigen; dann aber, im weiteren Verlauf der Erzählung, und manchmal auch über lange Strecken, fließt sein Stil viel natürlicher und unaufgeregter dahin. Gut, aber wie mittelmäßig, wie ungeschliffen, wie fehlerhaft ist er trotzdem! Lombardische Eigenheiten zuhauf, falsch gebrauchte Wendungen der Hochsprache, willkürliche Grammatik, ungefügter Satzbau. Dazu hin und wieder spanische Floskeln; und was noch schlimmer ist, an den schrecklichsten oder rührendsten Stellen, immer wenn sich eine Gelegenheit bietet, den Leser zu verblüffen oder zum Nachdenken zu bringen – kurzum, überall, wo zwar ein wenig Rhetorik erforderlich ist, aber diskrete, feine, geschmackvolle Rhetorik, da versäumt es der Autor nie, uns Proben von der Sorte zu geben, die wir aus seiner Vorrede kennen. Und so gelingt es ihm, indem er mit erstaunlicher Geschicklichkeit die gegensätzlichsten Eigenschaften vereint, gleichzeitig plump und geziert zu erscheinen, auf ein und derselben Seite, im selben Satz, ja im selben Wort. Hier zum Beispiel: geschwollene Deklamationen, zusammengesetzt aus allergewöhnlichsten Sprachfehlern, und überall diese aufgeblasene Plumpheit, die das eigentliche Kennzeichen der Schriften jener Epoche ist, jedenfalls in unserem Lande. Nein, wirklich, das ist nichts, was man heutigen Lesern vorsetzen kann, sie sind zu gewitzt, zu rasch gelangweilt von derlei Extravaganzen. Gut, daß ich es gleich am Anfang dieser unseligen Ar-

beit gemerkt habe. So wasche ich meine Hände in Unschuld...

Doch im gleichen Moment, in dem ich die alte Scharteke zuklappen und wieder weglegen wollte, bedauerte ich, daß eine so schöne Geschichte für immer unbekannt bleiben sollte; denn was die Geschichte als solche betrifft – der Leser mag sie ja anders finden, aber ich fand sie schön, was sage ich, wunderschön. Warum könnte ich nicht, dachte ich mir, die in dieser alten Handschrift berichteten Tatsachen und Ereignisse nehmen und sie mit eigenen Worten erzählen? Da sich kein vernünftiger Einwand dagegen erhob, war der Entschluß schnell gefaßt. Und so kam es zu diesem Buch, dessen Ursprung ich mit einer Offenheit bekenne, die der Bedeutung des Buches selber gleichkommt.

Einige der vom Autor geschilderten Tatsachen und Gebräuche erschienen mir freilich so neu und seltsam, um nicht noch Ärgeres zu sagen, daß ich, ehe ich ihnen Glauben schenkte, erst noch andere Zeugen befragen wollte. So machte ich mich daran, die Memoiren jener Zeit zu studieren, um zu prüfen, ob es in der Welt damals wirklich so zugeing, und diese Studien haben dann alle Zweifel zerstreut. Auf Schritt und Tritt stieß ich auf ähnliche und noch ärgere Dinge, und was mir noch entscheidender vorkam: schließlich fand ich sogar Zeugnisse über einige jener Personen, bei denen ich, da ich außerhalb dieser Handschrift noch nie von ihnen gehört hatte, sehr im Zweifel gewesen war, ob sie wirklich existiert hatten. Einige dieser Zeugnisse werde ich bei Gelegenheit zitieren, um den Dingen, die der Leser aufgrund ihrer Seltsamkeit zu bestreiten geneigt sein könnte, Glaubwürdigkeit zu verschaffen.

Doch nachdem ich die Sprache unseres Autors als unerträglich abgelehnt habe – durch welche andere Sprache habe ich sie ersetzt? Das ist der entscheidende Punkt.

Jeder, der sich ungebeten daranmacht, das Werk eines anderen umzugestalten, setzt sich der Gefahr aus, über sein eigenes strenge Rechenschaft ablegen zu müssen, und in gewisser Weise ist er sogar dazu verpflichtet. Es ist dies eine mit Fug und Recht bestehende Regel, der ich mich nicht zu entziehen gedenke. Im Gegenteil, um ihr bereitwillig zu entsprechen, hatte ich mir vorgenommen, die von mir gewählte Schreibweise ausführlich zu begründen, und zu diesem Zweck habe ich während der ganzen Arbeit versucht, alle nur irgend möglichen Kritiken zu erraten, um sie im voraus zu widerlegen. Und nicht darin hätte die Schwierigkeit bestanden, denn (um der Wahrheit die Ehre zu geben) es kam mir keine Kritik in den Sinn, ohne daß mir nicht gleichzeitig auch eine triumphale Erwiderung eingefallen wäre, eine von jenen, die zwar die Fragen nicht unbedingt lösen, aber sie anders zu stellen erlauben. Oft habe ich auch zwei kritische Einwände miteinander handgemein werden lassen, um so den einen durch den anderen zu erledigen; oder es gelang mir durch gründliche Prüfung und aufmerksamen Vergleich, zu entdecken und deutlich zu machen, daß sie, so gegensätzlich sie dem Anschein nach waren, doch ein und derselben Art angehörten und beide daher rührten, daß die Tatsachen und Prinzipien, auf denen ein Urteil begründet sein sollte, nicht gebührend beachtet worden waren. Nachdem ich sie somit zu ihrer großen Überraschung alle zusammen in einen Topf geworfen hatte, gab ich auch allen zusammen den Laufpaß. Nie hat wohl ein Autor so klar zu beweisen vermocht, daß sein Vorgehen richtig war. Aber ach! als ich mich dann daranmachte, die besagten Einwände und Erwiderungen zu sichten, um sie in eine gewisse Ordnung zu bringen – Erbarmen, da waren's so viele, daß sie ein eigenes Buch ergeben hätten! So verwarf ich den Gedanken aus zwei Gründen, die der Leser sicherlich gutheißen wird:

erstens, weil ein Buch, das zur Rechtfertigung eines anderen, ja des Stils eines anderen geschrieben wird, lächerlich wirken könnte, und zweitens, weil von Büchern eines auf einmal genügt, wenn es nicht selbst schon zuviel ist.

KAPITEL 1

Jener Arm des Comer Sees, der sich nach Süden wendet, um zwischen zwei ununterbrochenen Bergketten lauter Buchten und Busen zu bilden, je nachdem die Berge vorspringen oder zurückweichen, verengt sich beinahe mit einem Schlag, um Lauf und Gestalt eines Flusses anzunehmen, gesäumt von einem Vorgebirge zur Rechten und einem weiten Küstenstrich auf der anderen Seite; und die Brücke, die hier die beiden Ufer verbindet, scheint dem Auge diese Verwandlung noch sinnfälliger zu machen und die Stelle zu bezeichnen, wo der See aufhört und die Adda wieder beginnt, die jedoch bald darauf wieder den Namen See annimmt, wo die erneut auseinandertretenden Ufer dem Wasser Raum geben, sich in neuen Buchten und Busen auszubreiten und zu verlaufen.

Die Küste, geformt aus den Ablagerungen dreier mächtiger Wildbäche, schmiegt sich an die Hänge zweier benachbarter Berge, deren einer nach Sankt Martin heißt und der andere in lombardischer Mundart *il Resegone*, »die Große Säge«, wegen der vielen aneinandergereihten Gipfelzacken, die ihm tatsächlich Ähnlichkeit mit einer Säge verleihen; so daß es wohl niemanden gibt, der ihn nicht auf den ersten Blick, sofern er ihm gegenübersteht, zum Beispiel auf den nördlichen Stadtmauern Mailands, sehr bald an diesem Kennzeichen zu unterscheiden vermöchte von den anderen Bergen mit unbekannteren Namen und weniger ungewöhnlichen Formen in jener langen und breiten Gebirgskette. Ein gutes Stück weit steigt die Küste sanft und gleichmäßig an, dann zerklüftet sie sich in Höhen und enge Täler, in schroffe Hänge und Matten, je nach dem Gerippe der

beiden Berge und nach dem Werk der Gewässer. Der unterste Streifen, der von den Mündungen der Wildbäche durchschnitten wird, besteht fast gänzlich aus Kies und Geröll; der Rest aus Feldern und Weinbergen mit verstreuten Landgütern, Villen, Gehöften; an manchen Stellen auch Wäldern, die sich den Berg hinaufziehen.

Lecco, der Hauptort jener Gegend, der dem Gebiet auch den Namen gibt, liegt unweit der Brücke am Ufer des Sees, ja zum Teil sogar im See selbst, wenn dieser ansteigt: ein großer Marktflecken heute und im Begriff, eine Stadt zu werden. Zu der Zeit, da die Ereignisse geschahen, die wir hier erzählen wollen, war dieses bereits ansehnliche Städtchen auch ein Kastell und hatte daher die Ehre, einen Kommandanten zu beherbergen, sowie den Vorzug, eine stehende Garnison spanischer Soldaten zu besitzen, die den Mädchen und Frauen des Ortes Bescheidenheit beibrachten, von Zeit zu Zeit manchem Gatten und manchem Vater auf die Schultern klopfen und gegen Ende des Sommers nie versäumten, sich über die Weinberge zu verteilen, um die Trauben zu lichten und den Bauern die Mühen der Weinlese zu erleichtern.

Zwischen jenen Orten, von den Höhen zum Ufer und von einem Hügel zum anderen, verliefen und verlaufen noch heute mehr oder minder steile oder ebene Straßen und Wege; bisweilen versunken, gleichsam begraben zwischen zwei Mauern, so daß man, wenn man die Augen hebt, nur ein Stück Himmel und einen Berggipfel sieht, bisweilen erhöht auf freien Erdwällen, und dann schweift der Blick durch mehr oder minder ausgedehnte, aber stets abwechslungsreiche und immer Neues bietende Aussichten, je nachdem, ob die verschiedenen Aussichtspunkte etwas mehr oder weniger von der weiten Szenerie zu erfassen erlauben und ob der eine oder andere Teil hervorsteht oder zurücktritt, aufragt oder

verschwindet. Hier ein Stück, da ein anderes, dort ein langer Abschnitt dieser weiten und wechselvollen Spiegelfläche: hüben See, am unteren Ende eingeschlossen oder eher verloren in einer Gruppe, einem Vor und Zurück von Bergen, oder allmählich breiter werdend zwischen anderen Bergen, die sich nacheinander dem Blick darbieten und die das Wasser verkehrt herum spiegelt mitsamt den kleinen Dörfern am Ufer; drüben Flußarm, dann See, dann wieder Fluß, der sich in schimmernden Serpentina zwischen den Bergen verliert, die ihn begleiten, kleiner und kleiner werdend, bis auch sie sich fast ganz am Horizont verlieren. Der Ort selbst, von dem aus man dieses mannigfaltige Schauspiel betrachten kann, bietet rundum ein eigenes Schauspiel: Der Berg, über dessen Hänge man wandert, entfaltet oben und ringsumher seine Gipfel und Schroffen, deutlich und fast bei jedem Schritt sich verändernd, indem er sich öffnet und in Joche auffächert, was zuvor als ein einziger Höhenrücken erschienen, oder indem er am Gipfel auftauchen läßt, was sich noch eben am Hang präsentiert hatte. Und das Liebliche, das Anheimelnde jener Hänge mildert auf gefällige Weise das Wilde und schmückt um so mehr die Großartigkeit der anderen Aussichten.

Auf einem dieser Sträßchen kehrte am Abend des 7. November 1628 Don Abbondio, der Pfarrer eines der oben erwähnten Dörfer, gemächlichen Schrittes von seinem Spaziergang nach Hause zurück. Der Name des Dorfes und der Familienname des Pfarrers sind in der Handschrift nicht erwähnt, weder an dieser Stelle noch anderswo. Still sprach er sein Stundengebet, und manchmal zwischen zwei Psalmen klappte er das Brevier zu, wobei er den Zeigefinger der rechten Hand als Lesezeichen darin ließ, verschränkte die Hände auf dem Rücken und setzte seinen Weg fort, den Blick zu Boden gerichtet und mit dem Fuß die Steinchen, die ihm im

Wege lagen, an die Mauern stoßend. Dann hob er den Kopf, ließ müßig den Blick in die Runde schweifen und heftete ihn auf einen Berghang, wo das Licht der schon untergegangenen Sonne, das zwischen den Zacken des gegenüberliegenden Berges hervorbrach, noch da und dort auf den Felsvorsprüngen erglühete wie in breiten, ungleichmäßigen Purpurflecken.

Nachdem er das Brevier wieder aufgeklappt und einen weiteren Abschnitt hergesagt hatte, gelangte er an eine Biegung des Weges, wo er seit jeher gewohnt war, die Augen vom Buch zu heben und sich umzusehen, und so tat er es auch an diesem Tag. Nach der Biegung ging das Sträßchen noch etwa sechzig Schritt weiter und teilte sich dann ypsilonförmig in zwei schmale Wege; der rechte ging bergauf und führte zum Pfarrhaus, der andere ging hinunter ins Tal zu einem Wildbach, und auf dieser Seite reichte die Mauer dem Wanderer nur bis zur Hüfte. Die inneren Mauern der beiden Wege fügten sich nicht zu einem spitzen Winkel, sondern endeten an einem Bildstock, auf dem lange, sich schlängelnde Figuren gemalt waren, die in Spitzen endeten und nach der Absicht des Künstlers sowie in den Augen der Einwohner jener Gegend Flammen darstellten; dazu, im Wechsel mit diesen Flammen, andere Figuren, die sich schwer beschreiben lassen und die Seelen im Fegefeuer darstellen sollten – Seelen und Flammen ziegelrot auf einem fahlgrauen Grund, von dem da und dort etwas abgebröckelt war. Als der Pfarrer um die Ecke bog und den Blick wie üblich auf den Bildstock richtete, sah er etwas, das er nicht erwartet hatte und nicht hätte sehen wollen. Zwei Männer befanden sich, einer dem anderen gegenüber, am Zusammenfluß, wenn man so sagen kann, der beiden Wege. Der eine saß rittlings auf dem niedrigen Mäuerchen, mit einem Fuß außen wippend, den anderen auf die Straße gestellt, der andere lehnte stehend an der Mauer, die Arme vor der

Brust gekreuzt. Kleidung, Haltung und alles, was man von der Stelle aus, zu welcher der Pfarrer gelangt war, von ihnen erkennen konnte, ließen keinen Zweifel an ihrem Stand: Beide trugen ein grünes Netz auf dem Kopf, das in einer großen Quaste endend auf die linke Schulter fiel und über der Stirn einen mächtigen Haarschopf freiließ; ein breiter, an den Enden hochgezwirbelter Schnurrbart, ein glänzender Ledergürtel, in dem zwei Pistolen staken, ein kleines Pulverhorn, das wie eine Halskette vor der Brust hing, der Griff eines Dolches, der aus einer Tasche der weiten Pumphose ragte, ein langer Degen mit einem großen durchbrochenen Korb aus Messingblättern, die wie in Chiffren zusammengefügt waren, poliert und glänzend: Auf den ersten Blick erkannte man sie als Angehörige der Spezies *Bravi*.

Diese Spezies, die heute ganz verschwunden ist, war damals in der Lombardei weit verbreitet, und das schon seit geraumer Zeit. Für diejenigen, die keine Vorstellung von ihr haben, hier ein paar Auszüge aus historischen Dokumenten, die Aufschluß über ihre wichtigsten Merkmale, über die Bemühungen, sie auszurotten, und über ihre große und blühende Lebenskraft geben können.

Bereits am 8. April des Jahres 1583 erklärt der Durchlauchtigste und Exzellenteste Herr Don Carlos von Aragón, Fürst von Castelvetro, Herzog von Terranuova, Marquis von Avola, Graf von Burgeto, Großadmiral und Großkonnetabel von Sizilien, Gouverneur von Mailand und Generalkapitän Seiner Katholischen Majestät in Italien, *umfassend unterrichtet über das unerträgliche Elend, in welchem diese Stadt Mailand wegen der Bravi und Vagabunden gelebt hat und immer noch lebt*, dieselben in Acht und Bann. Er erklärt und bestimmt, daß *alle diejenigen von diesem Banne betroffen seyn und als Bravi und Landstreicher angesehen werden sollen . . . wel-*

che, ob Fremde oder Einheimische, keinen Beruf haben oder, wenn sie einen haben, ihn nicht ausüben . . . sich aber, ohne oder auch mit Entlohnung, irgendeinem Ritter oder Edelmanne, Beamten oder Kaufmanne anschließen . . . um ihnen Beistand und Vorschub zu leisten oder in Wahrheit, wie man vermuten darf, anderen Fallen zu stellen . . . All diesen befiehlt er, binnen sechs Tagen das Land zu verlassen, droht den Widerspenstigen die Galeere an und gibt allen Justizbehörden erstaunlich weitgehende, fast unbegrenzte Vollmachten zur Durchführung dieses Befehls. Doch im folgenden Jahr, am 12. April, nachdem besagter Herr entdeckt hat, *daß diese Stadt immer noch voll der besagten Bravi ist . . . die wieder so leben, wie sie zuvor gelebt hatten, und weder ihre Sitten geändert noch ihre Zahl verringert haben*, erläßt er eine neue, noch schärfere und denkwürdigere Verordnung, in welcher er unter anderem verfügt, *daß jedermann, sey er aus dieser Stadt oder ein Fremder, von dem durch Aussage zweier Zeugen feststeht, daß er allgemein als Bravo gilt und im Rufe steht, ein solcher zu seyn oder so genannt wird, selbst wenn er keines Verbrechens überführt worden ist . . . alleyn ob dieses seines Rufes als Bravo, ohne andere Indizien, von obengenannten Richtern und jedem von ihnen zum Zwecke der Wahrheitsfindung ans Seil gehängt und auf die Folter gespannt werden kann . . . und selbst wenn er kein Verbrechen gestanden hat, desungeachtet für drei Jahre auf die Galeere zu schicken ist, alleyn ob seines Rufes und Namens als Bravo, wie oben.* Dies alles und noch einiges mehr, was ich hier auslasse, weil Seine Exzellenz entschlossen ist, sich bei jedermann Gehorsam zu verschaffen.

Hört man von einem so großen Herrn so starke und entschiedene Worte, begleitet von solchen Befehlen, möchte man wohl meinen, daß bei ihrem bloßen Ertönen bereits alle Bravi für immer verschwunden wären. Aber das Zeugnis eines nicht weniger hochmögenden

Herrn mit nicht weniger schönen Titeln zwingt uns, das genaue Gegenteil zu glauben. Es ist der Durchlauchtigste und Exzellenteste Herr Juan Fernández de Velasco, Konnetabel von Kastilien, Großkämmerer Seiner Majestät, Herzog der Stadt Frias, Graf von Haro und Castelnovo, Herr des Hauses Velasco und dessen der Sieben Infanten von Lara, Gouverneur des Staates von Mailand usw. Am 5. Juni des Jahres 1593, auch er *umfassend unterrichtet über das schädliche und verderbliche Treiben ... der Bravi und Landstreicher und über die äußerst üblen Folgen, die diese Sorte von Leuten für das Gemeinwohl hat, in Mißachtung der Justiz*, befiehlt er ihnen erneut, binnen sechs Tagen das Land zu verlassen, und wiederholt dazu fast auf den Punkt genau die gleichen Vorschriften und Drohungen wie sein Vorgänger. Am 23. Mai des Jahres 1598 sodann, *zum nicht geringen Verdruß seines Herzens davon unterrichtet, daß ... die Zahl dieser Leute (Bravi und Landstreicher) in Stadt und Staat immer mehr zunimmt und man von ihnen Tag und Nacht nichts anderes hört als daß sie vorsätzliche Körperverletzung, Mord und Raub und jede andere Art von Verbrechen begehen, zu denen sie sich um so leichter hergeben, als diese Bravi darauf vertrauen, daß sie von ihren Anführern und Gönnern unterstützt werden ...*, verordnet er erneut dieselben Heilmittel, wobei er die Dosis erhöht, wie man es bei hartnäckigen Krankheiten tut. *Jedermann*, schließt er alsdann, *hüte sich also aufs allergründlichste, vorliegender Verordnung in irgendeinem Punkte zuwiderzuhandeln, denn statt der Milde Seiner Exzellenz würde er Seiner Exzellenz Strenge und Zorn erfahren ... da Seine Exzellenz beschlossen und entschieden hat, daß dies die letzte und endgültige Warnung sey.*

Nicht dieser Meinung war jedoch der Durchlauchtigste und Exzellenteste Herr Don Pietro Enríquez de Acevedo, Graf von Fuentes, Generalkapitän und Gou-

verneur des Staates von Mailand, und er war es aus guten Gründen nicht. *Umfassend unterrichtet über das Elend, in welchem diese Stadt und ihr Staat leben wegen der großen Zahl von Bravi, die darin überhandnehmen . . . und entschlossen, diese so verderbliche Saat auszurotten . . .* erläßt er am 5. Dezember 1600 eine erneute Verordnung, ebenfalls voll allerschwerster Drohungen und mit dem festen Vorsatz, *sie mit aller Strenge und ohne Hoffnung auf Nachsicht restlos durchzusetzen.*

Man darf jedoch annehmen, daß er sich nicht mit all jenem guten Willen darauf verlegte, den er beim Ränkespinnen aufzubringen wußte oder wenn es galt, seinem großen Feinde Heinrich IV. Feinde zu machen; denn was dies betrifft, so bezeugt die Geschichte, wie es ihm gelang, den Herzog von Savoyen gegen jenen König aufzubringen, was diesen mehr als nur eine Stadt kostete, und wie es ihm gelang, den Herzog von Biron in eine Verschwörung zu treiben, die diesen den Kopf kostete; was aber die so verderbliche Saat der Bravi angeht, so steht fest, daß sie auch am 22. September des Jahres 1612 immer noch keimte. An jenem Tage nämlich gedachte der Durchlachtigste und Exzellenteste Herr Don Juan de Mendoza, Marquis von Hynojosa, Edelmann usw., Gouverneur usw., sie ernstlich auszurotten. Zu diesem Zwecke sandte er an die königlichen Hof- und Kammerdrucker Pandolfo und Marco Tullio Malatesti den üblichen, noch verbesserten und verschärften Erlaß, auf daß sie ihn druckten zwecks Vernichtung der Bravi. Dessenungeachtet lebten diese jedoch munter weiter, um am 24. Dezember des Jahres 1618 die gleichen und noch stärkeren Schläge des Durchlachtigsten und Exzellentesten Herrn Don Gómez Suárez de Figueroa, Herzog von Feria usw., Gouverneur usw., zu empfangen. Da sie aber auch an diesen nicht starben, hatte sich der Durchlachtigste und Exzellenteste Herr Gonzalo Fernández de Córdoba, unter dessen